

Im Gespräch: Edith Saurer und Hans Medick

Saurer, Edith; Medick, Hans

1996

<https://doi.org/10.25595/1230>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Saurer, Edith; Medick, Hans: *Im Gespräch: Edith Saurer und Hans Medick*, in: *L'homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, Jg. 7 (1996) Nr. 2, 70-86. DOI: <https://doi.org/10.25595/1230>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.7767/lhomme.1996.7.2.70>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Im Gespräch: Edith Saurer und Hans Medick¹

Edith Saurer: In den letzten zwei Tagen haben wir beide, hier in Göttingen, an einer Tagung über „Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen, Perspektiven“ teilgenommen.² Diese Tagung hast Du gemeinsam mit Anne-Charlott Trepp offensichtlich im Hinblick auf die Tatsache veranstaltet, daß die Frauen- und die Geschlechtergeschichte sich tatsächlich nach wie vor in einer Randposition befinden. Beide haben im akademischen Feld noch immer eine marginalisierte Position inne und werden als eine Besonderheit neben der Allgemeinen Geschichte gesehen. Zum Zeitpunkt der Tagung ist auch Dein Buch „Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900“ erschienen, welchem Du den Untertitel „Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte“³ gegeben hast. Könntest Du darauf eingehen, wie erstens für Dich diese Beziehung von Partikulargeschichte zu Allgemeiner Geschichte aussieht, und welche Zusammenhänge Du zwischen Geschlechtergeschichte und Allgemeiner Geschichte siehst.

Hans Medick: Du bist von einer Parallele zwischen den Absichten meines Buches und denen der Geschlechtergeschichte ausgegangen, im Hinblick auf den Versuch, Fragestellungen der Allgemeinen Geschichte kritisch zu beleuchten und die Art und Weise, Allgemeine Geschichte zu betreiben, zu verändern. Man sollte die Parallele allerdings nicht überstrapazieren, denn bei der Geschlechtergeschichte handelt es sich um einen breit entfalteten interdisziplinären Diskurs, der in verschiedenen Ländern eine Vielzahl von kritischen Neuanstößen hervorgebracht hat. Eine Parallele zum Unternehmen meiner kleinen, eher bescheidenen Geschichtswerkstatt sehe ich insofern, als auch ich versuche, von einer Partikulargeschichte her, der Partikulargeschichte eines Ortes auf der

1 Edith Saurer ist Professorin für Neuere Geschichte an der Universität Wien; ihre Forschungsschwerpunkte sind: Sozialgeschichte, Historische Anthropologie, Frauen- und Geschlechtergeschichte des 18.–20. Jahrhunderts.

Hans Medick ist Dozent für Neuere Geschichte an der Universität Göttingen und arbeitet am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen; seine Forschungsschwerpunkte sind: Sozial- und Kulturgeschichte der Neuzeit, Historische Anthropologie, Mikrogeschichte.

2 Fünftes der „Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft“: Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte: Herausforderungen und Perspektiven. Göttingen, 26. und 27. Juli 1996.

3 Hans Medick, *Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte* (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 126) Göttingen 1996.

Württembergischen Schwäbischen Alb im begrenzten Zeitraum vom 17. Jahrhundert bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, Interpretationen und Problematisierungen der Allgemeinen Geschichte aus meinem spezifischen Blickwinkel kritisch zu hinterfragen. Ich verstehe mich als einen Historiker, der vom Rande der Geschichte ausgeht und arbeitet, und das möchte ich im doppelten Sinne verstehen, vom Rande der Zunft, aber auch von den Rändern der Geschichte her. Es geht mir um ein Beispiel dessen, was ich als „entlegene Geschichte“ bezeichne: einen – im Wortsinne – entlegenen Ort, auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb, fern von Metropolen und Ereignisorten, die allzu oft als Zentrum des historischen Geschehens betrachtet werden. Mir geht es also darum, eine dezentrierende Kritik an den Interpretationen und Denkmäthern der Allgemeinen Geschichtsschreibung, besonders zur Frühen Neuzeit, zu üben. Hierbei verstehe ich mich als Mikrohistoriker, d. h. als ein Historiker, der durch besonders genaues Hinsehen und Kontextualisieren, aber auch durch ein umfassendes namentliches Konstituieren seiner Quellenbasis einen schärferen Blick gewinnt und damit auch neue Interpretationen entwickeln kann. Lokalgeschichte ist in dieser Hinsicht mit einer mikrohistorischen Perspektive gleichzusetzen, von der ich meinen Blick auf die „großen“ Zusammenhänge der Allgemeinen Geschichte richte, als da sind: Der Prozeß der Industrialisierung, der seit dem 19. Jahrhundert als durchgreifender, welterschütternder Prozeß angesehen wird, der Prozeß der Staatsbildung in der Frühen Neuzeit, der ebenfalls sehr häufig aus einer zentrierenden Perspektive wahrgenommen wird, als ob es die Staaten selbst sind, die gehandelt hätten, vor allem in Form ihrer bürokratischen Instanzen.

Hier habe ich eine neue Perspektive riskiert und bin zu hoffentlich herausfordernden Befunden gekommen. Ich versuchte, gegen die herrschenden Paradigmen der Historiographie zum Staatsbildungsprozeß und insbesondere auch zur Durchsetzungskraft merkantilistischer Vorstellungen der Reformbürokratie im 17. und 18. Jahrhundert zu zeigen, wie im realen Spannungsfeld der Akteur/inn/e/n diese staatlichen Maximen vor Ort nicht zur Wirkung kamen, im Gegenteil, konterkariert wurden.

Mein Buch könnte in dieser Hinsicht als Geschichte eines Dramas gelesen werden, eines ökonomisch-politischen Dramas. Es geht um die Auseinandersetzung des kleinen Ortes Laichingen auf der Schwäbischen Alb mit den Instanzen des großen Handelskapitals, aber auch des württembergischen Staates, die ihre Vorstellungen am Ort und darüber hinaus durchzusetzen versuchten. Hierbei handelt es sich um einen Konflikt, der vor Ort von den Bewohnerinnen und Bewohnern höchst widerständig und eigensinnig ausgefochten wurde und am Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Ergebnis endete, daß dieser kleine Ort sich mit seinen, insbesondere für die Weberzunft zentralen Vorstellungen des „Freihandels“ gegen die Vorstellungen der zentralen Bürokratie, aber auch der mächtigen handelskapitalistischen Unternehmer in der benachbarten Stadt Urach durchsetzte. Somit wurde Laichingen mit seinen Bewohner/inne/n zu einer wichtigen ökonomischen Potenz im Lande Württemberg. Ich versuchte, diese Geschichte aber nicht als eine Geschichte abstrakter Größen zu schreiben, sondern als eine Geschichte einzelner Menschen, Akteurinnen wie Akteuren.

Edith Saurer: Hier fallen doch einige Parallelen zur Frauen- und auch zur Geschlechtergeschichte auf, die ebenfalls auf dem Interesse am Konkreten und auch auf dem Interesse am Partikularen insistieren. Die Frauen- und die Geschlechtergeschichte bedürfen einer mikroskopischen Betrachtung der Geschichte bzw. einer Perspektive, die sich von den traditionellen Zentren verabschiedet, sonst würde das Leben von Frauen bzw. die Geschlechterbeziehungen gar nicht wahrgenommen werden.

In Deinem Buch ist mir aufgefallen, daß Du Zusammenhänge zu einem Feld siehst, das von der deutschen Sozialgeschichte meistens übergangen wurde, nämlich zur Religion. Das fand ich sehr interessant und möchte Dich fragen, wie Du auf Religion und Frömmigkeit als Thema gestoßen bist und ob dieser Bereich für das Erkennen neuer Zusammenhänge für Dich von Bedeutung war?

Hans Medick: Das Interesse an der Frömmigkeitsgeschichte stand für mich nicht am Anfang meiner Untersuchungen. Zusammen mit meinen Kollegen Jürgen Schlumbohm und Peter Kriedte stand am Anfang die Planung einer mikroanalytischen Studie zur sogenannten Protoindustrialisierung, über die wir dann 1977 ein in mehrere Sprachen übersetztes Buch veröffentlicht haben.⁴ In diesem Buch wählten wir eine sozial- und demographiegeschichtliche Perspektive auf ökonomische Zusammenhänge. Wir interessierten uns für die Ausbreitung der Hausindustrie innerhalb des Verlag- oder Kaufsystems in Europa und interpretierten diesen Prozeß als „Industrialisierung vor der Industrialisierung“, da er in seinen wichtigsten Momenten bereits vor der Industriellen Revolution abgelaufen ist und damit Grundlagen für die Industrielle Revolution geschaffen hat, ohne in der Schaffung dieser Grundlagen freilich aufzugehen. Es handelt sich um einen Prozeß, der lokal und regional in höchst unterschiedlicher Weise ablief, der aber für die frühneuzeitliche Übergangsphase vom 16. bis zum Ende des 18. oder gar bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts charakteristisch war.

Auf die Wichtigkeit von Religion für die Zusammenhänge, die mich als Protoindustrialisierungsforscher interessierten, bin ich erst durch die intensive Religiosität der Laichinger/innen gestoßen, welche ich bei meinen ersten Besuchen selbst kennenlernte und die mich damals zunächst befremdete. In Laichingen ist bis heute eine intensive Form protestantischer pietistischer Religiosität von zentraler Bedeutung, die sich nicht nur im sonntäglichen Gottesdienst, sondern auch im Alltag der Laichingerinnen und Laichinger manifestiert. Im Verlauf meines Forschens, aber auch meiner Bekanntschaft mit den Menschen in diesem Ort, habe ich diese Religiosität ernstzunehmen gelernt, sie ist zu einer wichtigen Untersuchungsperspektive geworden. Ich bin natürlich nicht

⁴ Peter Kriedte, Hans Medick und Jürgen Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus* (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 53) Göttingen 1977; fremdsprachige Ausgaben: dies., *Industrialization before Industrialization. Rural Industry in the Genesis of Capitalism*, Cambridge u. a. 1981; dies., *L'Industrializzazione prima dell'industrializzazione*, Bologna 1984; dies., *Industrialización antes de la industrialización*, Barcelona 1986.

nur Feldforscher vor Ort gewesen, ich war und bin auch Leser, auch der großen Theorien der soziologischen, politökonomischen Klassiker von Karl Marx bis zu Max Weber. In Max Webers Aufsätzen zu den Zusammenhängen von protestantischer Ethik und Geist des Kapitalismus dachte ich, eine Interpretationshilfe oder vielleicht gar Inspiration finden zu können. Ich begann also, in Laichingen nach den Zusammenhängen von protoindustriellem Kapitalismus und protestantischer Ethik zu suchen.

Eines der paradoxen Ergebnisse meiner jahrelangen Arbeit an den Laichinger Texten und meiner Auseinandersetzung mit der Laichinger Geschichte könnte ich gerade dahingehend zusammenfassen, daß ich am Ende meiner Untersuchung eine protestantische Ethik *ohne* kapitalistischen Geist fand. Ich entdeckte eine Form religiöser Mentalität, die von enormem Einfluß auf die Arbeitsethik und die Überlebenskultur dieser Menschen gewesen ist und die sich seit dem späten 17. Jahrhundert und vor allem im 18. und frühen 19. Jahrhundert zunehmend in den Lebenszusammenhängen dieser Menschen, bei Männern wie bei Frauen, bemerkbar machte. Diese Mentalität prägte Arbeitsverhalten und Lebensanschauungen, allerdings ohne die Konsequenzen, die Max Weber in seinen klassischen Studien postuliert bzw. gesehen hat. Insofern könnte ich eines der Ergebnisse meines Buches so zusammenfassen: Mit Hilfe des präzisen Beobachtungspunktes, den ich als Historiker „vor Ort“ in Laichingen gewonnen habe, war es mir möglich, die „große“ Interpretation eines Sozialwissenschaftlers zwar durchaus als Anregungspotential zu nutzen, sie aber zugleich auch in Frage zu stellen. Ich habe diesen Beitrag meines Buches auch als Kritik formuliert, als eine Kritik an herkömmlichen Interpretationsmustern der Geschichtsschreibung, vor allem denjenigen der historischen Sozialwissenschaft, die Max Webers theoretische Schriften in einer überidentifizierenden Weise heranzogen. Ich habe dieses Verfahren mit dem schönen Bild von Robert Merton⁵ als eine Praxis kritisiert, mit der sich die Zwerge gleichsam auf die Schultern von Riesen stellen und hierbei einer optischen Täuschung anheim fallen, indem sie, auf den Schultern der Riesen stehend, gleichsam zu der Auffassung kommen, weiter, noch weiter als die Riesen selbst, zu sehen. Eine solche Sichtweise versuche ich, in dem, was ich als Historiker tue und schreibe, bewußt zu vermeiden. Ich nehme zwar die Theorieentwürfe der „Riesen“ zur Kenntnis, bemühe mich dann aber doch gezielt, von den Schultern der Riesen herabzusteigen und mich, wenn ich so sagen darf, mit den Zwergen und Zwerginnen, gemein zu machen, um aus ihrem Blickwinkel gleichsam argumentierend mit den Riesen wieder ins Gespräch zu kommen.

Edith Saurer: Würdest Du die geschilderte Perspektive als eine Geschichte „von unten“ bezeichnen, mit der Du Dich ja auch theoretisch auseinandergesetzt hast, als eine Geschichte, in der Männer und Frauen Spielräume und Möglichkeiten haben und in Anspruch nehmen, im Unterschied zu einer Strukturgeschichte, die eben Männer und Frauen

⁵ Robert Merton, *Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*, Frankfurt a. M. 1983.

allein als das Ergebnis von Strukturen sieht? Wenn ich auf Deine Auseinandersetzung mit verschiedenen Bereichen der Geschichtswissenschaft zurückblicke und hier vor allem auf die Auseinandersetzung mit der historischen Sozialwissenschaft, die ja schon sehr früh begonnen hat, aber auch an die Auseinandersetzung um die Alltagsgeschichte, wo ja auch schon eingefordert wurde, den Blick auf Erfahrungen und Wahrnehmungen von Menschen zu richten: Würdest Du sagen, daß das, was Du hier vorgestellt hast, als Ergebnis einer sehr langen Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichtswissenschaft in den letzten 20 Jahren zu sehen ist? Welche Einflüsse sind für Dich wichtig gewesen? Ich denke vor allem, und das scheint mir wichtig, auch an die Einflüsse aus England, vor allem an E. P. Thompson, der, wie ich glaube, auch für die Frauen- und für die Geschlechtergeschichte von Bedeutung war, sowohl im deutschsprachigen Raum, als auch in Italien. Gibt es hier demnach Berührungspunkte in der historiographiegeschichtlichen Entwicklung zwischen Alltagsgeschichte, Einfluß der englischen Sozialgeschichtsschreibung und der Frauen- und der Geschlechtergeschichte?

Hans Medick: Du hast hier einen wichtigen Ansatzpunkt meiner Arbeit angesprochen. Ich muß teilweise biographisch werden, um dies verständlich zu machen. Ich will an das vorhin skizzierte Bild des Herabsteigens von den Schultern der Riesen anknüpfen. Dieses Bild verdanke ich, und das fällt mir in diesem Moment ein, im tieferen Sinn eigentlich nicht Robert Merton, der die Formulierung geprägt hat, sondern E. P. Thompson, der am Ende seiner Einleitung zu „The Making of the English Working Class“ auf den armen Strumpfw Weber, den obsoleten Hausweber und die verblendeten Anhängerinnen und Anhänger von Joanna Southcott, einer englischen Prophetin vom Ende des 18. Jahrhunderts, zu sprechen kommt, die er alle „vor der ungeheuren Arroganz der Nachwelt zu retten“ versucht.⁶ Thompson nimmt hier einen ähnlichen „Abstieg“ vor und zeigt ihn in seinem Buch als produktiv auf. Er verabschiedet sich von seinen Kollegen, von der großen Theorie, aber auch von der bisherigen „klassischen“ Arbeitergeschichte und wählt einen Blick auf die Geschichte aus der Perspektive der Joanna Southcott, aber auch aus der Perspektive der vielen anderen Frauen und Männer, die sein „Making of the English Working Class“ bevölkern. Dies ist im tieferen Sinne eine große Anregung für mich gewesen. Ich verdanke sie meiner frühen Begegnungen mit der englischen Geschichtswissenschaft, welche im Grunde aus einer Frustration heraus geschah: Weil ich in den Arbeiten deutscher Historiker wenig Interessantes und Herausforderndes fand, wählte ich ein Dissertationsthema aus der englischen Geschichte⁷ und suchte die Begegnung mit englischen Historikern. Ich kam auch mit einer Vielzahl von ihnen in persönliche Berührung, so traf ich E. P. Thompson

6 Edward P. Thompson, *The Making of the English Working Class* (1963), Harmondsworth 1968, 13. (dt: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, I und II, Frankfurt a. M. 1987, I, 11).

7 Hans Medick, *Naturzustand und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Die Ursprünge der bürgerlichen Sozialtheorie als Geschichtsphilosophie und Sozialwissenschaft bei Samuel Pufendorf, John Locke und Adam Smith* (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 5), Göttingen 1973, ²1981.

zum erstenmal in den späten 60er Jahren im Reading Room des British Museum in London und verabredete mich zwanglos mit ihm zum Drink und Gespräch in der damals äußerst atmosphärrreichen British Museum Taverne auf der anderen Seite der Straße. Es entstand zwar keine Freundschaft, aber doch ein Austausch, ein sehr lebendiger Austausch, der sich über eine ganze Reihe von Jahren erstreckte. Bei Thompson lernte ich Geschichte „von unten“ und Erfahrungsgeschichte sowohl als Form der Geschichtsschreibung wie auch als eine arbeitsbezogene Form der Theoretisierung kennen, und zwar eine auf praktisches Arbeiten und Wirken bezogene Form der Theoretisierung.

Der Einfluß von Thompson war nur eine der Anregungen, die ich in England erfahren durfte. Begegnungen mit Eric Hobsbawm in seinem kleinen Arbeitszimmer im Birkbeck College zählten ebenso dazu wie mit Rodney Hilton. Eine ebenso wichtige andere Anregung erfuhr ich durch Peter Laslett, den Mitdirektor der Cambridge Group for the Study of the History of Population and Social Structure, den ich ebenfalls in der gleichen Zeit, in den späten 60er Jahren, aufsuchte. Ich lernte Peter Laslett zunächst nicht als Sozialhistoriker oder Alltagshistoriker, sondern als berühmten Locke Scholar kennen, als einen Historiker, der sich für die Geschichte der politischen und sozialen Theorien interessierte, dem Gegenstand meiner in Entstehung begriffenen Dissertation. In diesem Vorhaben ging es um frühneuzeitliche Naturrechtstheorien, Sozialtheorien und geschichtsphilosophische Ansätze, die ich in einer sehr spezifischen Hinsicht untersuchte: Ich studierte sie im Hinblick auf die Vorstellung eines herrschaftsfreien Naturzustands, der sich in den verschiedenen philosophischen Ansätzen bei Locke, Hobbes, Pufendorf, aber auch bei Rousseau bis hin zu Adam Smith im 18. Jahrhundert fand. Ich begegnete Peter Laslett also zunächst als einem Historiker der politischen Theorien und Ideen, fand zugleich aber auch einen anderen Peter Laslett, der mich ungeheuer faszinierte, einen Sozialhistoriker, der sich in seinem damals gerade erschienenen Buch „The World We Have Lost“⁸ aus einer struktur- und sozialgeschichtlichen Perspektive mit der englischen Vergangenheit auseinandersetzte, wie ich sie in Deutschland zu dieser Zeit nicht verwirklicht fand. Laslett war Familien- und Sozialhistoriker und zusammen mit seinen Kollegen Roger Schofield, Tony Wrigley gleichzeitig an einem großen demographischen Projekt beteiligt, das später zur großen „Population History of England“ (1981) und anderen wichtigen Werken führte.

Edith Saurer: Ich glaube, was Du jetzt angeschnitten hast, weist auf einen Knoten- und Wendepunkt in der europäischen Geschichtsschreibung hin. Du hast gesagt, daß Peter Laslett sich mit der politischen Philosophie John Lockes beschäftigt hat und erwähnst ihn zugleich in einem Zusammenhang mit der europäischen Familiengeschichte.

Hans Medick: In meiner Begegnung mit den englischen nonkonformistisch-marxistischen Sozialhistorikern auf der einen Seite, ich denke hier vor allem an E. P. Thompson, Eric Hobsbawm, Rodney Hilton, Christopher Hill und anderen, die ich in ihren Schriften und zum Teil auch

⁸ Peter Laslett, *The World We Have Lost*, London 1965.

persönlich kennenlernte, und mit der Cambridge Group, vor allem mit Peter Laslett, auf der anderen Seite, fand ich allerdings Erfahrungsgeschichte und soziale Strukturgeschichte unverbunden nebeneinander. Die Historiker von der Cambridge Group und die anglo-marxistischen Historiker befanden sich z. T. miteinander im Konflikt. Ich befand mich in gewisser Weise zwischen ihnen, ich fand sie beide anregend, fand auf beiden Seiten auch Gesprächspartner und mein Bemühen seit diesen Anregungen der späten 60er und frühen 70er Jahre, könnte ich vielleicht so charakterisieren, daß ich versucht habe, die Einsichten beider Seiten in meiner eigenen Arbeit in einen Zusammenhang zu bringen. In meinem Aufsatz „Missionare im Ruderboot?“ habe ich dies theoretisch-methodologisch zu formulieren versucht in einem Satz, der meiner Meinung nach ein Schlüsselsatz bzw. korrekter eine Schlüsselfrage ist: „Wie kann die Doppelkonstitution historischer Prozesse, die Gleichzeitigkeit von gegebenen und produzierten Verhältnissen, die komplexe wechselseitige Beziehung zwischen umfassenden Strukturen und der Praxis der ‚Subjekte‘, zwischen Lebens-, Produktions- und Herrschaftsverhältnissen und den Erfahrungen und Verhaltensweisen der Betroffenen erfaßt und dargestellt werden?“⁹ Mir fällt im Rückblick auf meine eigene Arbeit ein, daß ich im Grunde mein ganzes Bemühen als Sozialhistoriker, aber auch als historischer Anthropologe bzw. als ein Historiker, der sich zunehmend auch im Spannungsfeld zwischen Geschichte und Anthropologie getummelt hat, auf die in dieser Frage implizierten Herausforderungen zurückführen könnte.

Edith Saurer: Sowohl Historiker/innen, als auch Wissenschaftshistoriker/innen stellen sich die Frage, wie sich Interessen, Forschungsinteressen und Themen verändern. Meiner Meinung nach ist Mitte der 70er Jahre eine große Wende in der Geschichtswissenschaft eingetreten. Da ist die Kritik am Eurozentrismus, die Du jetzt angeschnitten hast, da ist das Interesse an einer Vielfalt neuer Themen, die vorher undenkbar waren: Kriminalitätsgeschichte, Familiengeschichte, etc. Kann man Dein Buch über „Naturzustand und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft“, das Du bereits erwähnt hast, im Zusammenhang mit 1968 sehen und zwar insofern, als es sich nicht nur für die Entstehungsgeschichte der Sozialwissenschaft interessiert, sondern auch für das, was Bürgerliche Gesellschaft war bzw. ist. Ich frage Dich deshalb, weil die nächsten Arbeiten, die von Dir vorliegen, einen ganz anderen Charakter haben. Könntest Du auf diese Momente noch näher eingehen?

Hans Medick: Ich glaube, Du hast den Zusammenhang meines ersten Buches sehr präzise umschrieben. Es ist ein Buch, das den Impulsen, die zu 1968 geführt haben und darüber hinaus weisen und gewirkt haben, viel verdankt. Es ist ein Buch, das sich mit der Geschichte der Bürgerlichen Gesellschaft als einem Projekt auseinandersetzt, das in der

⁹ Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“. Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, 19 (1984), 295–319, hier 294; überarbeitete Fassung in: Alf Lüdtke Hg., Alltagsgeschichte: zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a. M./New York 1989, 48–84.

Frühen Neuzeit erfunden wurde und in den späten 60er Jahren, so war unsere damalige Einschätzung, möglicherweise ans Ende zu kommen schien. Was mich zunächst und vor allem interessierte, war die Art und Weise, in der unterschiedliche Sozialphilosophen des 17. und 18. Jahrhunderts im zeitgenössischen normativ-analytischen Theorem – heute würde man wohl m. E. zu reduktionistisch sagen: in der Fiktion – des Naturzustands – die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer herrschaftsfreien Gesellschaft durchdacht und zum Ausgangspunkt ihres Nachdenkens über Gesellschaft, Politik und Geschichte genommen haben: Es war, wie ich herausfand, ein erster Versuch, das Konstitutionsproblem der Bürgerlichen Gesellschaft als eines „Systems der Bedürfnisse“ zu diskutieren. Die Entdeckungen meines Buches waren freilich komplex. Sie bildeten für mich eine Überraschung insofern, als ich in den von mir untersuchten „bürgerlichen“, wie ich sie damals nannte, sozialtheoretischen und geschichtsphilosophischen Ansätzen das umfassende Projekt einer Bürgerlichen Gesellschaft beschrieben fand, dessen Möglichkeiten im späten 20. Jahrhundert keineswegs als erfüllt gelten können. Es war das Projekt einer Bürgerlichen Gesellschaft, in der – um in der Sprache von Adam Smith zu reden – „prudence“ – d. h. politische Klugheit, „justice“ und die „moral sentiments“ zu einer Einheit finden konnten und sollten. Adam Smith, und das hat mich an ihm besonders fasziniert, hat dieses Projekt keineswegs als Utopist beschrieben, sondern zum Gegenstand einer moralphilosophisch sozialwissenschaftlichen Untersuchung gemacht und auf diese Weise die ungeheure Reichweite dieser frühen moralphilosophisch geprägten Sozialtheorie, Geschichtsphilosophie und Sozialwissenschaft aufgezeigt. Diese Theoretiker und Analytiker arbeiteten das Projekt einer Bürgerlichen Gesellschaft als emanzipatives Postulat aus. Vor allem die empirischen Engländer und philosophierenden Schotten unter ihnen zeichneten sich aus durch ihren immer präzisen Blick auf die gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Zustände ihrer damaligen Zeit. Diese Entdeckung hat mich fasziniert.

Sie führte zugleich auch zu einer Kritik eines damals in der Bundesrepublik Deutschland vorherrschenden Ansatzes politischer Philosophie. Es war die Theorie der kommunikativen Kompetenz von Jürgen Habermas. Ich fand sie zwar auch als eines der regulativen Ideale im Philosophieren der Schotten, aber sie untersuchten die Möglichkeiten kommunikativer Kompetenz und deren Verhinderungen und Beschränkungen in der zeitgenössischen Gesellschaft, wie ich meinte, sehr viel kritischer als Habermas, ohne freilich die regulative Idee als Ziel moralphilosophischer Sozialwissenschaft aufzugeben. In meiner Auseinandersetzung mit den Schotten fand ich einerseits zu einer Ernüchterung, was die Möglichkeiten der Verwirklichung von philosophisch-politischen Idealvorstellungen betraf, einer angelsächsischen Ernüchterung gewissermaßen, andererseits fand ich eine Wendung auf die Praxis, die ich auch bei diesen Philosophen angelegt fand. Insbesondere die radikalen Schüler des Adam Smith sahen ihre Aufgaben vor allem auch als Anreger von Bildungsinitiativen, bis in die Arbeiterschaft hinein. Ich kann nur sagen, daß ich im Zusammenhang dieser Arbeit, und man könnte auch sagen von diesen Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts, viel gelernt

habe. Der Gang ins Konkrete, auch in die konkrete historische Arbeit vor Ort, ließe sich gewissermaßen als ein Resultat meiner Auseinandersetzung, meiner freundlichen Auseinandersetzung mit ihnen, bezeichnen.

Edith Saurer: Du hast aber die Geschichte der Bürgerlichen Gesellschaft nicht verlassen. 1986 hast Du eine Übersetzung und Edition von Adam Fergusons „Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft“ herausgebracht.¹⁰ Du hast sozusagen zwei parallele Interessensfelder. Siehst Du eine Möglichkeit der Integration von Sozialgeschichte oder historischer Anthropologie mit politischer Ideengeschichte? Ich frage das auch deshalb, weil in der gegenwärtigen Diskussion die Rolle des Diskurses stark betont wird und die Bedeutung des Textes im Vordergrund steht und es im Grunde genommen ja auch wünschenswert wäre, einen Zusammenhang zu setzen zwischen Ideengeschichte und Sozialgeschichte; was sich in der Praxis allerdings als schwierig erweist. Siehst Du die Möglichkeit einer Integration und hast Du in Deinem letzten Buch eine Integration auch verwirklichen können?

Hans Medick: Vielleicht sollte ich zunächst sagen, daß ich als Historiker vor Ort und als Mikrohistoriker gelernt habe, sehr viel bescheidener zu werden. Freilich habe ich mein Interesse an der politischen Ideengeschichte nicht verloren, und Spuren dieses Interesses finden sich auch in meinem Buch, in dem ich in wichtigen Passagen und Unterkapiteln auf die Wirkungen oder auch Nichtwirkungen der Impulse politischer Ideen, etwa der Vorstellungen der merkantilistischen Theoretiker in der zeitgenössischen Gesellschaft Württembergs, eingehe. Für mich war es eine große Überraschung, meine schottischen Philosophen des 18. Jahrhunderts auch im Zusammenhang dieser Arbeit wiederzufinden, und zwar in Gestalt eines Konkurrenten und Rivalen von Adam Smith, James Stewart, der als politischer Flüchtling um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Württemberg kam und dort als merkantilistischer Theoretiker vor Ort eine ganze Generation württembergischer Beamter ausgebildet und inspiriert hat, deren Impulse sehr wichtig wurden für den Weg der politischen Ökonomie Württembergs im 18. und 19. Jahrhundert. Diese württembergischen Theoretiker und Schüler von Stewart versuchten dem gesellschaftlichen Prozeß die Form zu geben, die bis heute im Grunde eine Leitidee württembergischen Selbstverständnisses ist. Eine Form, die sich gesellschaftliche Entwicklung auf der Basis kleinen Landeigentums als Grundlage des politischen wie ökonomischen Prozesses vorstellt. Und dieses Leitbild des grundbesitzenden Landbewohners, der zugleich Handwerker und Kleinbauer ist, als Voraussetzung einer stabilen und ausgewogenen Entwicklung, ist ein Leitbild, das das ökonomisch-politische Denken und Wirken der Eliten in Württemberg bis in die Ära des Ministerpräsidenten Späth und seiner High-Tech-Politik ganz entscheidend geprägt hat. Auch auf diese Zusammenhänge komme ich in meinem Buch zu sprechen, gewisser-

¹⁰ Adam Ferguson, *Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft* (Edinburgh 1767), übersetzt von Hans Medick, eingeleitet von Zwi Batscha und Hans Medick, Frankfurt a. M. 1986.

maßen als Flashlights, die die *longue durée* von Mentalitäten, Ideen, aber auch von Strukturen zeigen, die in der frühneuzeitlichen Übergangsphase im 17. und 18. Jahrhundert entstanden sind und bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts weitergewirkt haben.

Edith Saurer: Du hast erwähnt, daß der Einfluß von James Stewart bis in die Zeit des Ministerpräsidenten Späth reicht. Das bringt mich zu der Frage, warum Du als politisch sehr engagierter Mensch Dich hauptsächlich mit Früher Neuzeit auseinandergesetzt hast. Könntest Du etwas zu diesem Zusammenhang von politischem Interesse und Beschäftigung mit Früher Neuzeit sagen, wie gelingt es Dir, hier eine Verbindung herzustellen?

Hans Medick: Das ist eine schwierige Frage, Edith. Man könnte mein Interesse an der Frühen Neuzeit, das ich als Historiker praktiziere, vielleicht als Flucht begreifen, als eine Flucht weg von den Problemen des 19. und 20. Jahrhunderts, den Problemen auch zeitgenössischer Geschichte und insofern Zeitgeschichte. Aber ich denke, ich bin aus Passion Historiker. Mir macht es Spaß, und es erscheint mir als ein besonderer Reiz, die *longue durée* von für vormodern gehaltenen Strukturen, Mentalitäten und Einsichten bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein aufzuzeigen, und das sehe ich im Grunde als ein Politikum an. Vor einer zu kurzfristigen Betrachtungsweise der Geschichte möchte ich warnen. Die *longue durée* der Mentalitäten, hierauf haben Wolf Lepenies und jüngst Daniel Goldhagen zu Recht hingewiesen, stellt ein brisantes Politikum dar.

Edith Saurer: Die Auseinandersetzungen der Frühneuzeit-Historiker haben, wenn wir an Arbeiten wie die von Carlo Ginzburg oder Giovanni Levi denken, die Geschichtswissenschaft insgesamt, also auch die der Späten Neuzeit sehr beeinflußt. Das betrifft einerseits die Mikrogeschichte, für die sich ja beide Historiker nicht nur interessieren, sondern die sie weit vorangetrieben haben. Das betrifft aber auch bestimmte Quellen, z. B. die Gerichtsakten und das betrifft nicht zuletzt auch eine bestimmte Darstellungsweise. Wie siehst Du das für den deutschsprachigen Raum? Gibt es auch im deutschsprachigen Raum diese Herausforderungen der Historiker/innen der Frühen Neuzeit an die der Späteren Neuzeit?

Hans Medick: Ich sehe hier bisher keine Herausforderung, die sich mit den Herausforderungen, wie wir sie in Italien, aber auch in Frankreich und England sehen, vergleichen lassen. Aber ich sehe unter einer ganzen Reihe von Perspektiven potentielle Herausforderungen. Die deutsche Geschichte ist mindestens ebenso wie die italienische Geschichte in der Frühen Neuzeit eine Geschichte enormer lokaler und regionaler Vielfalt. Vorstellungen eines deutschen Sonderwegs in der Geschichte und deren Projizierung in die Frühe Neuzeit werden sich im „Säurebad“, so würde ich sagen, einer kontextualisierenden mikroanalytischen Betrachtung frühneuzeitlicher historischer Prozesse, ob vor Ort oder in anderen Formen lokalhistorischer Untersuchung bald als abstrakte, um nicht zu sagen fiktive Konstruktionen auflösen. Hier sehe ich

eine sehr wichtige Form kritischer Infragestellung von Arbeiten zum 19. und 20. Jahrhundert aus einer frühneuzeitlichen Perspektive, ein Anregungs- und Kritikpotential, das mir noch keineswegs erschöpft scheint. Vielleicht beginnt es gegenwärtig erst an Relevanz zu gewinnen.

Das hat sich etwa im vergangenen Jahr auf der Gießener Tagung zur Geschichte der Frühen Neuzeit gezeigt. Hier gab es einen erfreulich kontroversen und vielfältigen Diskussionszusammenhang, der sicherlich zum großen Teil kritisch gesehen werden muß, vor allem was die Resistenz einer Mehrheit gegen Neuansätze von seiten der Frauen- und der Geschlechtergeschichte betraf. Eine Kollegin hat ihre Erfahrung der Gießener Tagung in dieser Hinsicht als Alptraum beschrieben, aber gleichwohl als sehr wichtig erwähnt. Eine ganze Generation jüngerer Forscherinnen und Forscher aus Österreich, der Schweiz und der Bundesrepublik mischte sich jedenfalls aktiv in die Diskussionen dieser Tagung ein und forderte die Berücksichtigung neuer Themen. Es zeigte sich, daß das Forschungsfeld der Frühen Neuzeit zur Zeit in einem meiner Meinung nach sehr interessanten und möglicherweise weitreichenden Umbruch begriffen ist.

Edith Saurer: Das läßt sich ja auch für die Frauen- und für die Geschlechtergeschichte sagen, die ursprünglich sehr stark auf das 19. und 20. Jahrhundert konzentriert waren. Das Interesse an der Frühen Neuzeit hat im deutschsprachigen Raum doch erst in den letzten Jahren sehr stark zugenommen. Dies ist im Gegensatz zu der Entwicklung in Italien oder auch in Frankreich zu sehen, wobei das vermutlich aber auch mit Interessen an bestimmten Themen zu tun hat. Das Interesse an der Geschichte der Kriminalität wurde beispielsweise in England oder auch in Italien früher thematisiert als in Deutschland. Du hast Dich in Deinen Arbeiten ja nicht *expresses verbis* mit Frauen- und mit Geschlechtergeschichte auseinandergesetzt. Ich denke aber doch, daß das ein kontinuierliches Interesse von Dir ist. Ich möchte in diesem Zusammenhang an Deinen Aufsatz über „Protoindustrielle Familienwirtschaft“ erinnern.¹¹ Hier bist Du auf eine Form des Zusammenlebens und -arbeitens von Männern und Frauen unter hausindustriellen Produktionsverhältnissen eingegangen, in denen unter dem Druck einer schwierigen Überlebenssituation die Arbeitsrollen von Männern und Frauen, was ihre geschlechtliche Ausprägung betraf, besonders eng verschränkt, aber zugleich auch sehr flexibel waren. Ich glaube hier zu sehen, wie in Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte die einzelnen Figuren, die die Familie darstellen, nämlich Männer und Frauen, an Konturen gewonnen haben, wie Du als Familienhistoriker, der Du ja dann auch geworden bist, sozusagen dafür einen schärferen Blick bekommen hast.

Hans Medick: Das ist in der Tat für mich ein wichtiger, interessanter, und ich möchte sagen, faszinierender Zusammenhang gewesen – ein grund-

¹¹ Hans Medick, Zur strukturellen Funktion von Haushalt und Familie im Übergang von der traditionellen Agrargesellschaft zum industriellen Kapitalismus: die proto-industrielle Familienwirtschaft, in: Werner Conze Hg., Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen (= Industrielle Welt, 21), Stuttgart 1976, 254–282.

legendes und paradoxes Ergebnis für mich als Historiker. Ich möchte es auf einen witzigen, d. h. einsichtsvollen Punkt bringen. In der Tat machte ich in meinen Untersuchungen zur protoindustriellen Familienwirtschaft die Entdeckung einer sehr großen Vielgestaltigkeit dessen, was man als geschlechtliche Arbeitsteilung bezeichnen könnte. Die Rollen bei der Arbeit, auch in der Hausarbeit, und ganz konkret beim Kochen, bei der Versorgung der häuslichen Ökonomie, waren in diesem Feld und d. h. bei den Unterschichten, in ganz anderer Weise und häufig sehr viel flexibler verteilt, als das im bürgerlichen Modell der Geschlechterrollenverteilung festgelegt war. Das war für mich eine faszinierende Entdeckung, in der ich sozusagen meine 68er Erfahrungen gewissermaßen historisch aufgehoben fand, denn diese flexiblere Verteilung der Rollen, Umverteilung und Umgewichtung der Rollen, Hausarbeit für Männer, der Gang der Frauen in neue Arbeitszusammenhänge, die ich hier in der Geschichte praktiziert fand, war und ist zugleich für mich ein Gegenwartsproblem. Insofern fühlte ich mich von diesen Beobachtungen her, und das waren Beobachtungen eines Historikers in den späten 70er Jahren, den Anfängen der Frauen- und Geschlechtergeschichte nahe, begleitete sie mit Sympathie und Interesse, wenn ich mich freilich selbst nicht als Geschlechterhistoriker bezeichnen kann und möchte. Ich hoffe aber doch, daß sich meinen Leserinnen und Lesern zeigt, daß eine geschlechtergeschichtliche Perspektive in meinem neuen Buch, wenn sie sich auch nicht als roter Faden durchzieht, so doch an entscheidenden Stellen eine Rolle spielt. Diese Orientierung auf die Geschlechterproblematik, etwa im demographiegeschichtlichen Teil meines Buches,¹² hat dazu geführt, von abstrakten Fragestellungen der Demographie wegzukommen und konkret nach der Arbeitsbelastung der Frauen im schwierigen Alltag des Überlebens auf der Schwäbischen Alb zu fragen und die erschreckenden demographischen Befunde, die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit im 18. und 19. Jahrhundert, von dieser Perspektive her in den Blick zu nehmen. Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß die hohe Arbeitsbelastung der Ehefrauen ausschlaggebend für die Höhe der Säuglings- und Kindersterblichkeit war. Aber auch in anderen Zusammenhängen habe ich versucht, nach Unterschieden in den Verhaltensweisen und Wahrnehmungsweisen der Geschlechter zu fragen. Ich möchte nur auf mein Kapitel über die „Kultur des Ansehens“ verweisen, wo ich die unterschiedlichen Verhaltensweisen von Frauen und Männern in bezug auf ihr Bekleidungsverhalten, aber auch in bezug auf ihre Präferenz für bestimmte Farben, zu einem Leitfaden meiner Untersuchung machte.¹³

Diese Perspektive ist auch im vielleicht wichtigsten Kapitel meines Buches, dem über „Erbauliche Lektüre und Lutherischen Pietismus“,¹⁴ von großer Wichtigkeit, wo ich ebenfalls soweit als möglich die Unterschiede in der religiösen Lektüre aber auch in der religiösen Sensibilität von Männern und Frauen zum Gegenstand meiner Untersuchung machte. Ich möchte nur auf ein überraschendes Ergebnis dieser Untersu-

12 Medick, *Weben*, wie Anm. 3, Kap. 4, 295ff.

13 Medick, *Weben*, wie Anm. 3, Kap. 5, 379ff.

14 Medick, *Weben*, wie Anm. 3, Kap. 6, 447ff.

chung verweisen: Meine zweieinhalb Seiten zum württembergischen Gesangbuchstreik Ende des 18. Jahrhunderts,¹⁵ in dem es um die Abschaffung des pietistischen Gesangbuches in Württemberg, also auch in Laichingen ging. Dieses alte Gesangbuch sollte durch ein neues ersetzt werden, welches dem Geist der Aufklärung entstammte. Das lehnte die Laichinger Bevölkerung, Männer wie Frauen, auf sehr drastische Weise ab. Sie erschienen häufig nicht zur Kirche und verweigerten während zweier Jahre den Kirchengesang. Es gab lautstarke Auftritte während des sonntäglichen Gottesdienstes. Nach den Berichten des Pfarrers schien nach zwei Jahren alles gelöst und vorbei zu sein. Meine Untersuchung der stillen und eher stummen Verhaltensweisen bei Männern und Frauen, die ich durch meine Benutzung von Bücherinventaren machen konnte, brachte freilich zutage, daß Männer nach dieser Zeit des offenen Protests das neu eingeführte Gesangbuch akzeptierten, Frauen sich hingegen, auch noch viele Jahre nach dem offiziellen Ende des Gesangbuchstreiks und des Getöses in der Kirche weigerten, dieses neue Gesangbuch mit in die Ehe zu bringen und, so darf man schlußfolgern, sich auch weigerten, es zu benutzen. Im Rekurs auf Quellen, die in der frühneuzeitlichen Geschichtsforschung bisher nicht hinreichend benutzt worden sind, zeigen sich hier die Möglichkeiten einer mikroanalytischen Untersuchung, die es ermöglicht, auch schweigende Verhaltensweisen aufzudecken und zum Sprechen zu bringen.

Edith Saurer: Der Text und das „Schreiben der Geschichte“ sind gegenwärtig verstärkt in Diskussionen. Quantitative Methoden werden in den Hintergrund gedrängt, die Forschung konzentriert sich auf qualitative Methoden. Was mir an Deiner Arbeit so bemerkenswert scheint, ist, daß sie quantitative und qualitative Methoden miteinander verbindet.

Hans Medick: Du hast Recht, dies ist ein Ziel meiner Untersuchung und meines Schreibens gewesen. Ich bin mir freilich selbst nicht ganz sicher, ob ich dieses Ziel in befriedigender Weise erreicht habe. Mein Buch ist ein komplexes Buch und ganz sicherlich kein Produkt des *narrative* und *linguistic turn*. Ich sehe die Kritikerinnen und Kritiker schon vor mir, die sagen könnten, er theoretisiert zwar als Mikrohistoriker, doch was am Ende herausgekommen ist, das ist mehr der Historischen Sozialwissenschaft verpflichtet als er es selbst als Autor vielleicht wahrhaben möchte. Dies ist keineswegs zu hundert Prozent unrichtig. Ich bekenne mich in der Einleitung meines Buches neben aller Kritik an der Historischen Sozialwissenschaft durchaus zu wichtigen Anregungen, die ich von dieser Seite erfahren habe,¹⁶ vor allem auch zum für mich, aber ich glaube das auch für Dich sagen zu können, fruchtbaren Spannungsfeld der Auseinandersetzung mit den Prämissen der Historischen Sozialwissenschaft. Was ich von den Historikerinnen und auch Historikern, die sich dieser Richtung heute zurechnen, gelernt habe, ist eine starke Aufmerksamkeit für Fragen von sozialer Ungleichheit, aber auch für die Dimension politischer Herrschaft, die ich freilich anders zu untersuchen

¹⁵ Medick, *Weben*, wie Anm. 3, 494ff.

¹⁶ Vgl. Medick, *Weben*, wie Anm. 3, 14, Fn. 3 und 33.

versuche als sie. Dazu habe ich einiges bereits früher in unserem Gespräch gesagt. Leser/innen, aber auch Kritiker/innen werden in meinem Buch statistische Informationen als ein wichtiges Darstellungsmoment entdecken. Hierzu ist freilich anzumerken, daß ich versucht habe, diese Statistiken stets zu kontextualisieren, stets auf die Verhaltensweisen, die Vorstellungsweisen, das Handeln der einzelnen Menschen zu beziehen.

Ich sehe keinen notwendigen Gegensatz zwischen seriell statistischen Untersuchungs- und Darstellungsweisen und narrativ qualitativen Interpretations- und Darstellungsweisen. Freilich sehe ich enorme Schwierigkeiten, beide Momente in einen befriedigenden Zusammenhang zu bringen. Ich möchte nicht behaupten, daß mir dies durchgängig gelungen ist, aber vielleicht doch an einigen Stellen. Ganz sicherlich wird man sagen können, daß man historische Demographie nicht ohne differenzierte und subtile Statistik betreiben kann, eine Statistik allerdings, die nach meiner Meinung immer auch ihre Quellen offen legen und in der Darstellung offen bleiben sollte für andere Interpretationen. Das ist in meinem Buch ein durchgängiges Darstellungsprinzip: Ich wollte absehen von der Geste des souverän und einsinnig interpretierenden Historikers. Ich wollte durch die Offenheit der Präsentation meiner Informationen und meines Materials immer auch Spielräume schaffen für abweichende und andere Interpretationen bei meinen Lesern. Auch deshalb habe ich Statistik und Dokumentation in verhältnismäßig reichem Maße in meine Darstellung eingefügt, und ich möchte sagen, daß ich mich freue auf die abweichenden Interpretationen und Sichtweisen meiner Leserinnen und Leser.

Edith Saurer: Caroline Walker Bynum hat sich in ihrem Vortrag auf der Tagung, über die wir anfänglich gesprochen haben, gegen die *master narratives* gewandt und von der Vielfalt von Perspektiven gesprochen, die notwendig wären, um eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben. Könntest Du Dich damit anfreunden?

Hans Medick: Das ist das Ideal einer Darstellungs- und Interpretationsweise, der ich als Historiker näher kommen möchte, ohne daß ich freilich glaube, daß ich sie immer erreicht habe. Aber es ist auch kein lineares und in jedem Moment einzulösendes Ziel. Vielleicht läßt es sich im Zusammenhang einer komplexen historischen Darstellung leichter einlösen als in anderen Zusammenhängen. Ich darf hier vielleicht auf ein, zwei Stellen verweisen, in denen ich meinen Vorstellungen von einem zugleich interpretierenden, aber auch argumentierenden Mikrohistoriker glaube am nächsten gekommen zu sein. Es sind stets Passagen, in denen es um die Handlungen und das Leben konkreter Menschen geht. Die erste Passage betrifft eine meiner ausgesprochenen Lieblingsfiguren, Christoph Laichinger,¹⁷ einen armen Totengräber, Weber und Tagelöhner aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er hinterläßt bei seinem Tod im Juni 1786 – für mich, aber sicher auch für die übrige Historikerwelt interessant – 58 religiöse Bücher. Er hinterläßt diese Bü-

¹⁷ Medick, *Weben*, wie Anm. 3, 472ff.

cher nicht nur einfach, sondern äußert sich in seinem Testament an seine Söhne über seine Einstellung zu den Büchern. Dieses Testament ist ein außerordentlich intensiver Text von ihm, er bezeichnet ihn selbst als seinen letzten Willen und Vermächtnis. Man spürt in diesem Selbstzeugnis, daß Christoph Laichinger die Essenz seiner Lebens- und auch seiner religiösen Erfahrung in diesen wenigen Zeilen zusammengefaßt hat, welche er an seine Kinder und wie er sagt, auch Kindeskindern weitergeben möchte. Ich bringe diesen knappen Text in meiner Darstellung in einen, wie ich finde, paradoxen, vielleicht auch witzigen Zusammenhang mit den Einsichten, die der Philosoph Hans-Georg Gadamer in seinem Werk „Wahrheit und Methode“ über pietistisches Interpretieren als einer Form des Interpretierens beschrieben hat, in der eine *subtilitas intelligendi* mit einer *subtilitas explicandi* und einer *subtilitas applicandi* in eingang. Dieses Zusammenwirken von drei interpretatorischen Subtilitäten bezeichnet Gadamer als die Essenz der Vollzugsweise des Verstehens, d. h. der Hermeneutik. Ich finde als Historiker „vor Ort“ diese Essenz der Hermeneutik in gleicher Weise von meinem Totengräber Christoph Laichinger auf den Begriff gebracht, wie von Gadamer in seinem philosophischen Hauptwerk „Wahrheit und Methode“. Aus einer mikroanalytischen Perspektive betrachtet, gewinnt so die Darstellung nicht nur ein anderes methodisches Verhältnis, sondern vielleicht auch ein anderes menschliches Verhältnis.

Edith Saurer: Das heißt, Du hast Deine Laichinger bzw. den Herrn Christoph Laichinger zu einem Philosophen gemacht.

Hans Medick: So ist es. Einen Sinn zu wecken für ungewöhnliche Zusammenhänge, aber diese auch mittels Schreibens gewissermaßen zum Vorschein zu bringen, wenn es sein muß, auf paradoxe Weise, das war eines meiner Ziele beim Schreiben meiner Laichinger Geschichte. Ich darf nur auf das Paradox einer protestantischen Ethik ohne kapitalistischen Geist verweisen, die gewissermaßen die problemgeschichtliche Narrative meines Buches in einer paradoxen Wendung beschreibt. Ich möchte aber im gleichen Zusammenhang noch einmal an zwei weiteren Punkten ein konkretes Moment historischen Darstellens und Interpretierens erläutern. Zum einen an einem meiner Laichinger Rebellen, Michael Gösele, der durch seine Form demonstrativ abweichenden Kleidertragens rebelliert und dadurch die amtlich am Ort geforderte Kleiderordnung bewußt durchbricht.¹⁸ Ich stelle das offensive Auftreten dieses rebellischen Laichinger Küfers nicht nur als einen Vorgang dar, sondern beziehe ihn auf umfassendere Zusammenhänge, auch Zusammenhänge historiographischer Aufarbeitung und Darstellung rebellischen Verhaltens. An dieser kleinen Episode entwickelte ich auch eine Kritik der Auffassungen E. P. Thompsons, der nach meiner Meinung in seinen Vorstellungen zu undifferenziert und zu global von einer geschlossenen „moral community“ der Widerständigen in den lokalen Gesellschaften Englands, aber auch Europas und der Welt ausgeht. Ich versuche stattdessen, einen differenzierenden Blick auf Widerständig-

¹⁸ Medick, *Weben*, wie Anm. 3, 392ff.

keit zu richten und die Vielfalt der Widerständigkeits- und Artikulationsformen in den Blick zu rücken, auch die der stummen Formen, die ich als Mikrohistoriker besonders reizvoll finde. Über das widerständige Verhalten der Frauen beim Gesangbuchstreik habe ich bereits einiges gesagt. Ich fand es aber auch ausgesprochen reizvoll, bei meinen Untersuchungen in der Zeit der Französischen Revolution völlig überraschend auf eine Laichinger *Marianne*, Anna Riek-Antenrieth, zu stoßen. Eine Frau, die sich in den Farben der französischen Trikolore kleidete und in ihrem Besitz etliche Erinnerungsstücke an die Französische Revolution hatte, u. a. eine Gedenkmünze.¹⁹ Es sind diese Momente der Rückkehr einzelner Menschen ans Licht der Geschichte – und das möchte ich betonen, nicht nur der kleinen Geschichte –, die mir als Historiker eines entlegenen Ortes besonderes Vergnügen und Genugtuung bereitet haben.

Edith Saurer: Keith Thomas hat in den frühen 60er Jahren in einem Aufsatz über die Beziehung von Geschichte und Anthropologie gemeint, die Historiker würden zu *common sense* Erklärungen neigen und die Ethnologie hätte einen Sinn für das Paradoxe.²⁰ Nachdem, was Du geschildert hast, kann man doch sagen, daß Du den Sinn für das Paradoxe hast. Ist das auf den Einfluß der Ethnologie zurückzuführen?

Hans Medick: Das ist eine interessante Frage, und ich kann sie nicht undifferenziert und einfach mit JA beantworten, aber ich denke, Du hast recht, zumindest in einem weiten, aber nicht von weither gehaltenen Sinn.

Die Ethnologie und meine Auseinandersetzung mit der Ethnologie haben mich inspiriert, scheinbar Vertrautes in meiner Tätigkeit als Historiker, aber auch in meiner Themenwahl auf neue Weise zu sehen. Das hatte sehr weitreichende Folgen und dieses Wegkommen von *common sense* Erklärungen, wie Du es in der Nachfolge von Keith Thomas genannt hast, das durchzieht als eine freilich unvollkommen realisierte Absicht einen guten Teil meiner Arbeit bis zum Untertitel meines Buches „Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte“. Wer bringt das im *common sense* Verständnis unserer Zunft schon zusammen. In diesem Verständnis ist es schlicht nicht statthaft, beide Provinzen historischen Arbeitens zusammenzubringen. Dies verdanke ich in der Tat der Inspiration der Ethnologie, die die Arbeit vor Ort, die konkrete feldforschende Arbeit, als eine Tätigkeit gezeigt hat, die sehr weitreichende wissenschaftliche Konsequenzen haben kann. Aber auch in anderen Zusammenhängen verdanke ich der Inspiration durch die Ethnologie wichtige Anregungen, wenn ich auch keineswegs so weit gehen möchte, mein soeben erschienenenes Buch als ein historisch-ethnologisches Buch zu bezeichnen. Ich bin zufrieden als Lokalhistoriker zu gelten, freilich als ein Lokalhistoriker, dem es ausgesprochenes Vergnügen macht, weiter auszugreifen.

¹⁹ Medick, *Weben*, wie Anm. 3, 428ff.

²⁰ Keith Thomas. *History and Anthropology*, in: *Past and Present*, 24 (1963), 12.

Edith Saurer: Du bist einer der Gründer der Zeitschrift *Historische Anthropologie*. Was macht denn den Reiz dieser neuen Forschungsrichtung für Dich aus und wie würdest Du sie charakterisieren?

Hans Medick: Auch hier, Edith, scheint mir das Weggehen und das Wegkommen von *common sense* Erklärungen in ein fruchtbares Spannungsfeld intellektueller Auseinandersetzung, aber auch praktischen Arbeitens das Entscheidende zu sein. Wer von Historischer Anthropologie heute redet oder schreibt, kann dies nicht mehr im Stande konzeptueller und methodischer Unschuld tun. Der essentialisierende Rekurs auf eine allen Menschen angeblich gemeinsame „*conditio humana*“ aus dem Horizont der Sinnstiftungsangebote philosophischer Anthropologie älterer oder neuerer Provenienz (etwa nach dem Motto von Helmuth Plessner: „Der Mensch lebt nicht, er führt sein Leben“) scheint mir jedenfalls in hohem Maße problematisch zu sein. Eine solche Fundierung Historischer Anthropologie im Erbe der philosophischen Anthropologie stellt sich nicht in zureichendem Maße der Kritik einer historisch-ethnologisch-kulturwissenschaftlichen Kontextualisierung ihrer Grundannahmen und Vorgehensweisen. Es darf auch in anderer Hinsicht nicht alles beim Alten bleiben: In Anlehnung an eine treffende Formulierung von Carola Lipp möchte ich sagen, daß es mir in der Konstituierung dieses neuen inter- und transdisziplinären Diskussions- und Forschungsfeldes und seiner vorsichtigen Institutionalisierung in Form einer Zeitschrift nicht darauf ankommt, die bisherige Praxis der Geschichte, etwa der Kulturgeschichte, lediglich zu modernisieren oder gar nur umzuetikettieren und, gewissermaßen durch bloße Umbenennung als Historische Anthropologie, in „des Kaisers neue Kleider“ zu schlüpfen. Für mich geht es im Mitwirken an diesem Diskussionszusammenhang vor allem um das Aufgreifen oder das Voranbringen eines interdisziplinären Blicks auf die Geschichte, der die Zusammenhänge von Kulturgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Sozialgeschichte und politischer Geschichte als einer Geschichte menschlicher Handlungen, Verhaltensweisen und Erfahrungen, aber auch der Bedingungen, die diesen zugrunde liegen, und die sich verändern, vertiefen und einsichtig machen kann. Mikrohistorie ist eine Möglichkeit des Zugangs zu diesem Diskussionszusammenhang und Forschungsfeld, aber keineswegs die einzige. Wichtig scheint mir in der Tat, im interdisziplinären Diskurs zwischen Ethnologie und Humanwissenschaften sowie der Frauen- und Geschlechtergeschichte ein Spannungsfeld aufzubauen und auszuhalten, das dazu beiträgt, uns als Historikerinnen und Historiker auf neue Weise zu sensibilisieren.

Edith Saurer: Ich danke für das Gespräch.